

Burkhard Peschke

GEDENKREDE ZUR EINWEIHUNG
DER SYNAGOGE IN WESTERBURG

VOR 100 JAHREN

AM 8. JULI 1910

Geschehen - Erinnern - Gedenken

WESTERBURG, 8. JULI 2010

INHALTSVERZEICHNIS

| | | |
|-----|----------------------|----|
| I | Einweihung 1910 | 1 |
| II | Einschub: Reflektion | 5 |
| III | Reichskristallnacht | 9 |
| IV | Verdrängen | 12 |
| V | Erinnern | 16 |
| VI | Schicksale | 19 |
| VII | Schluss | 23 |

Burkhard Peschke

GEDENKREDE ZUR EINWEIHUNG DER SYNAGOGUE IN WESTERBURG
VOR 100 JAHREN AM 8. JULI 1910

(Geschehen – Erinnern - Gedenken)

I. Einweihung

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

am 4. Juni 1909 veröffentlichte das "Kreisblatt für den Kreis Westerburg, Nr. 44 / 45", folgende Annonce:

"Arbeitsvergebung.

Die zum Umbau der Synagoge in Westerburg erforderlichen

Maurer-, Zimmer-, Dachdecker-, Klempner-, Glaser-, Schreiner-, Schlosser- und Anstreicherarbeiten

sollen im einzelnen oder an einen General-Unternehmer vergeben werden."

Ein Jahr später, in demselben Kreisblatt, Nr. 52, vom 1. Juli 1910, wird schon das Festprogramm zur Feier der Synagogen-Einweihung am 8. Juli bekannt gegeben:

- "1. Freitag, den 8. Juli, nachm. 4 Uhr, Festzug zur Synagoge,
 daran anschließend der Einweihungsakt,
- 2. Abends 9 Uhr, **großes Militärkonzert** bei Gastwirt Karl Büchler
- 3. Samstag, den 9. Juli, nachm. von 5 Uhr ab, im Festgarten **großes Militärkonzert**
- 4. abends 9 Uhr **großer Festball.**

Die Musik wird ausgeführt von der Infanterie-Regiments-Kapelle Kaiser Wilhelm No. 116 in Gießen unter persönlicher Leitung ihres Dirigenten Königl. Obermusikmeister W. Löber.

Der Vorverkauf der Eintrittskarten zum Konzert und Ball befindet sich bei den Herren Kultusvosteher Jakob Fuld und Gustav Weinbrenner, Oberstadt, Louis Ullmann II., Ernst Jung, Friseur und Otto Gläser, Friseur, Unterstadt.

Wir bitten um recht zahlreiche Beteiligung unserer Mitbürger.

Der Festausschuss."

Dank der sehr ausführlichen Berichterstattung des Kreisblattes können wir uns eine lebhaftere Vorstellung von der **feierlichen Synagogeneinweihung an jenem 8. Juli 1910 in Westerburg** machen, deren wir heute gedenken wollen.

Ich möchte Ihnen einige wichtige jener historisch interessanten, weil den Zeitgeist gut erfassenden Passagen nicht vorenthalten.

“Am Freitag, den 8. Juli, nachmittags 3 Uhr, begannen die Festlichkeiten mit einem Abschiedsgottesdienst in dem interimistischen Betsaal (Saal des Herrn BÜCHLER). Der Herr Bezirksrabbiner bedankte sich bei letzterem für die Überlassung des Saales und für sein Bemühen, daß der Gottesdienst während der ganzen Zeit ohne die geringste Störung abgehalten werden konnte. Auf der Adolfstraße hatten sich unterdessen die Festzugsteilnehmer und die Vereine eingefunden. Punkt 4 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung.”

Dabei waren die Feuerwehr, Kinder, Festdamen, Musikkapelle, unter himmelblauem Baldachin Gesetzesrollenträger und der Bezirksrabbiner, **Herr Dr. Landau aus Weilburg**.

“Herr Landrat **Rademacher** hielt hierauf die Festrede, u.a. betonte er, daß die Synagoge auf diesem Platz am besten steht, denn hier oben stehe das Schloß, die Kirche, hier stand die alte Synagoge, die die Urväter gebaut und darin gebetet hätten.

Zum Schlusse wünschte er weiteres Gedeihen zum Wohle der Stadt und des geliebten Vaterlandes und forderte die Anwesenden auf in den Ruf einzustimmen: Seine Majestät, unser geliebter Kaiser und König, der Schutzherr aller Religionen, Hoch, Hoch, Hoch! Freudig stimmte die Festversammlung in den Toast ein.

Herr **Bezirksrabbiner** Dr. **Landau** dankte im Namen der Kultusgemeinde den Behörden, Bürgern und Vereinen Westerburges für die Anteilnahme am Feste und legte seinem Danke das Psalmwort 133,1 zu Grunde: **‘Wie schön, wie lieblich ist’s, wenn Menschen wie Brüder einträchtig beisammen wohnen.’**

Beigeordneter Herr W. **Fuckert** überbrachte die Wünsche des Magistrats und führte aus, wie die Obrigkeit von jeher bestrebt war allen Konfessionen gleiches Interesse entgegenzubringen. So freue sie sich auch heute, daß die neue Synagoge unter ihrem jetzigen Kultusvorstande so schön geworden sei, daß man sie eine Zierde der Oberstadt nennen könne. Möge Gott dieses Haus in seinen besonderen Schutz nehmen. Sein Hoch galt der israel. Kultusgemeinde.

Kultusvorsteher, Herr Jakob **Fuld**, widmete sein Hoch der Stadt Westenburg und sprach den Wunsch aus, daß sich die Vereine und Bürger recht zahlreich auch an allen anderen Veranstaltungen anlässlich der Einweihungsfeierlichkeiten beteiligen mögen. Herr **Baumeister Schumacher** übergab alsdann den Schlüssel dem Fräulein **Toni Ullmann**, welche ihn mit einem Gedicht Herrn **Landrat RADEMACHER** überreichte, der den Schlüssel dem Herrn **Bezirksrabbiner** mit der Bitte gab, das Tor zu öffnen. Mit den Worten: *‘Es mögen sich öffnen die Tore des Hauses, daß eingehe ein Volk, das nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit strebt.’*

Die Gesänge bestanden aus Soli des Herrn **Kantor Saretzki** und gemischtem Chor mit Orchesterbegleitung.

Nach dem Weihegebet folgte die Festpredigt. Unter zu Grundelegung des Wortes Jeremias Kap. 29. 12-13: *‘So ihr mich anrufen und zu mir flehen werdet, will ich euch hören; so ihr mich suchen werdet mit ganzem Herzen, will ich mich von euch finden lassen!’*

Der Herr **Rabbiner** sprach nun das Gebet für Kaiser und Reich und erteilte den Segen. Den Schluss der Feier bildete das von Herrn **Saretzki** mit Orchesterbegleitung vorgetragene Lied: *‘Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.’* Es war eine erhebende Feier, um die sich besonders Herr **Lehrer Saretzki** verdient gemacht hat durch seine großartigen Sologesänge und die von ihm geleiteten Chorvorträge.

Abends 9 Uhr zum Festball lockten die Klänge der Musik. Hier herrschte denn auch rechte Festesstimmung, die noch den ganzen Samstag anhielt.”

Der Bericht schließt:

“Kommen wir noch kurz auf die Synagoge zurück. Die Bauzeit währte genau ein Jahr. Als ein massiger schöner Bau, eine Zierde unserer Stadt, repräsentiert sie sich, was um so angenehmer zu vermerken ist, als es eigentlich nur ein Umbau. Tritt man durch das Portal ein, so befindet sich links ein Bad, rechts führt die Treppe zur Frauen-Galerie und zum Schulsaal hinauf. Die Synagoge selbst enthält ungefähr 90 Männer- und Frauensitze. Zwei große Kronleuchter strahlen genügend elektrisches Licht aus. Der Vorhang vor der heiligen Lade weist reiche Goldstickerei auf. Er ist von einer Wohltäterin gestiftet und soll etwa 1000 Mark kosten. Die ganze Synagoge macht einen gediegenen Eindruck.”

II. Einschub: Reflektion

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

An dieser Stelle möchte ich kurz innehalten und uns nochmals ins Bewußtsein rufen: das soeben Geschilderte berichtet von der Synagogeneinweihung in Westerbürg vor 100 Jahren! Wir befinden uns im Jahre 1910, also 40 Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg und der Bismarckschen Reichsgründung, 4 Jahre vor dem ERSTEN WELTKRIEG! Ein Bild der Eintracht, der Harmonie, des friedlichen Zusammenlebens entfaltet sich vor unseren Augen, zwischen den Religionsgemeinschaften, zwischen Christen und Juden.

Man kann sagen: die ganze Stadt war auf den Beinen, nahm an den Vorbereitungen und der Durchführung der Feierlichkeiten lebhaften Anteil, von der breiten Bevölkerung bis zu den offiziellen, tragenden Spitzen des Staates und der Gesellschaft. Man kann sich die Synagogeneinweihung als ein zweitätiges Volksfest, eine Art "Kirchweihfest" vorstellen, wo auch Musik und öffentlicher Tanz nicht zu kurz kamen. Wer Rang und Namen hatte, war dabei: der Landrat, der Magistrat, Bauleiter und Bauhandwerker, der evangelische Geistliche, der Krieger-, der Turnverein, zwei Gesangsvereine, die Freiwillige Feuerwehr, die Infanterie-Regiments-Kapelle Kaiser Wilhelm aus Gießen, und als "Ausweichquartier" während der Bauzeit der Saalbau Böhler aus der Unterstadt, der vorübergehend wie selbstverständlich der jüdischen Gemeinde bis zur Fertigstellung der Synagoge als Betsaal zur Verfügung stand.

Der Kantor Saretzki (auf den ich später noch gesondert zurückkommen werde) bezaubert die Zuhörer durch seinen Gesang, der Bezirksrabbiner aus Weilburg vollzieht die Schlüsselübergabe, der Kultusvorsteher Jakob Fuld ruft ein Hoch auf die Stadt Westerbürg aus, der Beigeordnete Fückert ein Hoch auf die israelitische Kultusgemeinde!

Und die jüdische Seite zeigt sich hocheifrig und sehr dankbar, im Kreis-Blatt Nr. 55 vom 12. Juli 1910 wird dieser Anerkennung öffentlich Ausdruck verliehen:

"Für die Beteiligung an den Einweihungsfeierlichkeiten unserer Synagoge", heißt es dort, "und die prachttolle Ausschmückung der Stadt dankt den hohen Behörden, der Geistlichkeit, sowie den Vereinen und allen unseren Mitbürgern

Der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde."

Die Juden, hat man den Eindruck, -und vielleicht, wahrscheinlich hatten sie mittlerweile selbst das Gefühl, - angekommen zu sein, angenommen, aufgenommen, DAHEIM zu sein – in diesem Deutschland des späten Kaiserreichs, in seiner Gesellschaft, seiner Kultur, - seiner Sprache sowieso- , und in unserem Falle, hier, in WESTERBURG.

Ahashver, der Ewige Jude, der Jude auf Wanderschaft, der vertriebene, der verfolgte, der ausgegrenzte, von Pogromen heimgesuchte Jude – es gab einen Moment der Illusion im 19., zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als habe er in den (west-)europäischen Ländern, auch in Deutschland, eine, seine Heimstatt nun gefunden. Die jüdische Präsenz in Literatur, Kunst, Wissenschaft war ja schon länger unübersehbar.

Die Emanzipation der Juden schreitet langsam voran, d.h. ihre gesellschaftliche Behinderung durch Gesetze nimmt immer mehr ab.

1869 werden im Norddeutschen Bund alle Gesetze aufgehoben, die die jüdische Bevölkerung diskriminieren.

Natürlich war noch lange nicht alles eitel Sonnenschein, denn in vielen Ländern und Bevölkerungsteilen herrschte weiterhin ein partiell offener oder unterschwelliger Antisemitismus fort. Doch der Ausgrenzung und Behinderung waren gesetzliche Schranken gesetzt, d.h. die Juden bekamen statsbürgerliche Rechte.

Als Gemeinde ansässig sind Juden in Westerburg, wie in vielen Orten des Westerwaldes, seit Generationen. 1819 wird die Synagoge beim Brand der Oberstadt, des “Oberfleckens”, wie er genannt wird, zerstört und durch ein neues Gebäude ersetzt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird dann den baulichen Unzulänglichkeiten durch einen Neubau begegnet, und das bei der Schlüsselübergabe erwähnte Fräulein Toni Ullmann trägt vor:

“Daß man einst Israels Kinder schaut,
Die vor beinahe 200 Jahren
In Westerburg ihr Zelt gebaut.

Vom Zahn der Zeit benagt riß nieder
Den Tempel man; - an seiner statt
Schaut ihr ein Gotteshaus nun wieder,
Das Beifall jedes Kenners hat (...)”

Juden in ihrer Stadt, Juden in ihrer Synagoge, Juden daheim:

Fast ein Idyll, möchte man meinen. Dieser Festtag jedenfalls, trotz aller Reibereien, Querelen und Gegensätze im Alltag und im Kleinen, wird so oder so ähnlich verlaufen sein. Und man wünschte, diese festlichen Harmonietage wären bis heute so geblieben.

ABER:

Alle, die wir uns heute hier in der Westerburger Schlosskirche zusammengefunden haben, sind uns wohl bewusst, dass diese Gedenkfeier eine ganz besondere ist. Es ist keine "normale" Gedenkfeier wie bei einem anderen Jubiläum, etwa der Gründung des Gymnasiums vor 50 Jahren, und es ist auch kein leichtes Gedenken. Kann es nicht sein. Es gibt keine jüdische Gemeinde mehr in Westerburg, und es gibt auch keine Synagoge mehr, obwohl das Gebäude, nun profan genutzt, noch besteht.

In diesen 100 Jahren, die hinter uns liegen, ist mit der Synagoge, die damals eingeweiht wurde, allerhand passiert, und mit den Mitgliedern der jüdischen Kultusgemeinde, Westerburger Bürgern, noch mehr. Und diese Geschichte, an die wir rühren müssen, um angemessen gedenken zu können, ist bis auf den heutigen Tag unauslöschlich mit unserer Stadt, mit uns selbst, als ihren Bürgern von heute, verbunden. Es ist, ob wir wollen oder nicht, unsere Geschichte.

Denn nach der einvernehmlichen, fröhlichen, friedlichen Einweihung der Synagoge von 1910 folgte 1938, eineinhalb Generationen später, die gemeine, böswillige, gewalttätige Zerstörung derselben Westerburger Synagoge, wie aller Synagogen im Deutschen Reichsgebiet, in der von den Nazis hämisch so genannten REICHSKRISTALLNACHT, der Pogromnacht vom 9. November! Hier zeigten auch Westerburger, wie an allen anderen Orten, ein vollkommen anderes Gesicht: die Fratze des Vandalen, des Hassers, des Totschlägers ... des fanatisierten Menschen, der -erst fast- und dann zu allem fähig ist: nach der Zerstörung der jüdischen Heiligtümer, nach der Erniedrigung, Entwürdigung, Beraubung des jüdischen Mitbürgers dann, im Schatten des Krieges, der direkte Weg in die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden, in den HOLOCAUST.

Denn seit 1933 war in Mitteleuropa ein immer mächtiger, dominanter werdendes nationalsozialistisches Deutschland an der Macht, das nach innen und außen immer aggressiver auftrat.

Was die Juden betrifft, so wurde mit der Machtübernahme der Nazis für sie ein neues, ein sehr gefährliches Kapitel aufgeschlagen, das durchaus nicht alle von Anfang an wahrhaben wollten und durchschauten. Wenn es auch in anderen Ländern antisemitische Parteien, Strömungen, Bewegungen gab, so war in Deutschland eine neue, entscheidende Qualität hinzugekommen: mit den Nationalsozialisten war ihre Ideologie an die Macht gelangt, das heißt, ihr Rassismus, ihr Antisemitismus wurde zur verordneten Staatsideologie und von Staats wegen, im Laufe der Zeit, immer radikaler in eine furchtbare Tat umgesetzt: die Ausgrenzung der Juden mit der Absicht zur vollständigen physischen Vernichtung, die mit den Begriffen "Auschwitz" und "6 Millionen ermordeter Juden" hinlänglich assoziiert werden.

Die "Nürnberger Gesetze" von 1935, die den Juden die bürgerliche Gleichberechtigung entziehen, sind ein Meilenstein auf diesem antisemitischen, eliminatorischen Weg. Und am 9. November 1938 erreicht dieser in der höhnisch genannten "Reichskristallnacht" einen weiteren Höhepunkt.

III.

“REICHSKRISTALLNACHT” 9. November 1938

Am 7. November 1938 verletzte Herschel Grynszpan in Paris den Legationssekretär Ernst vom Rath durch Revolverschüsse lebensgefährlich. Diese Verzweiflungstat des jungen Grynszpan war willkommener Anlass für das NS-Regime, landesweit gegen die Juden und ihre Einrichtungen, vor allem gegen die Synagogen, vorzugehen.

Dieses Novemberpogrom war politisch gewollt und fand praktisch im gesamten Deutschen Reich statt, also auch im Westerwald und in Westerburg.

Nach dem Krieg wurden einige Verantwortliche gerichtlich belangt. Aus der Prozessniederschrift der Sitzung der 1. Strafkammer des Landgerichts Koblenz, am 24. 8. 1949 in Hachenburg, erfahren wir einiges über die Umstände in Westerburg und was im einzelnen passierte:

“Am 9. November 1938 wurde auch in Westerburg, wie überall in Deutschland, auf Befehl oberster Parteistellen die sogenannte `Judenaktion´ durchgeführt. Die Juden wurden am Morgen dieses Tages aus ihren Wohnungen geholt und in der Synagoge eingesperrt. In der Synagoge wurden Zerstörungen angerichtet, Fenster, Bänke und Kronleuchter zertrümmert. Die dort befindlichen religiösen Bücher und Schriften sowie Kult- und Einrichtungsgegenstände wurden auf den freien Platz vor der Synagoge zusammengetragen und verbrannt. Die Inbrandsetzung der Synagoge selbst wurde durch das Einschreiten der Polizei verhindert. Auch der Angeklagte beteiligte sich aktiv an den Ausschreitungen. Er war zwar nicht schon bei Beginn der Aktion an der Synagoge zugegen, erschien aber dort im Laufe des Vormittags in Begleitung des damaligen Ortsgruppenleiters Dr. W. Die Juden waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr anwesend. Der Angeklagte schaltete sich in die noch im Gang befindliche Aktion ein. Er beteiligte sich an dem Herausschaffen von Kultgegenständen aus der Synagoge und warf selbst mehrmals Bücher und sonstige Sachen, die aus der Synagoge herausgeholt wurden, ins Feuer. Außerdem drang er mit einer Gruppe Nationalsozialisten in die an die Synagoge angrenzende Wohnung des Synagogenwärters N.N. ein. N.N. selbst war zwar ebensowenig wie seine Ehefrau jüdischer Abstammung. Er stand aber bereits seit Jahrzehnten als Synagogenwärter im Dienste der Juden. Seine 64jährige Ehefrau stellte sich den Eindringlingen entgegen, wurde aber von dem Angeklagten in roher Weise angefaßt und gegen die Brust gestoßen, so daß sie gegen die Tür oder gegen die Wand fiel.”

“Für Westerburg und Mogendorf ist die starke Beteiligung von Schulkindern und Jugendlichen bezeugt; von Erwachsenen angefeuert, werfen sie Steine durch die `Judenfenster´.”

Frau Adele Fuld, die damals als Betroffene dabei war und emigrieren konnte, schrieb später aus Kansas City -USA-, in einem Brief an Paul ARNSBERG:

“(...) Die Gemeinde Westerburg hat die Juden am 9. November 1938 nicht gut behandelt und uns alle bis abends eingesperrt. Bei Tag wurden wir durch die Straßen zum Gespött der Menschen geführt. (...)”

Etliche jüdische Mitbürger wurden verhaftet, wie u.a. Julius FULD (40), Inhaber der damaligen Zigarrenfabrik Geb. Fuld :

“Diese Juden werden `am 11. November 1938` zum Sammeltransport nach Limburg/Lahn verbracht (...)” (So der Landrat an die Staatspolizeistelle Frankfurt.)

Die Opfer müssen, zynisch genug, selbst für die ihnen zugefügten Schäden aufkommen, mit der Begründung, nach Landrat Lorch:

“Anlässlich der Volksempörung (...) mußte ein großer Teil SA-Männer eingesetzt werden, damit Personen- und Sachschäden unterbunden wurden.”

In nüchternen Zahlen sah die Rechnung für Westerburger Juden folgendermaßen aus:

KOSTENERSTATTUNG: Wbg:

| | | |
|---------|------------------|-----------|
| Julius | FULD | 2000,- RM |
| David | NEUMANN | 250,- RM |
| Leopold | NEUHAUS | 600,- RM |
| Klara | NEUHAUS | 150,- RM |
| Simon & | | |
| Hugo | ULLMANN | 1450,- RM |
| Louis | ULLMANN II., Wwe | 450,- RM |

“Am 23. November 1938 gibt der LANDRAT an die Bürgermeister von Westerburg, Hachenburg und Meudt die Weisung, die Synagogen `gegen eine Anerkennungsgebühr´ anzukaufen, da `durch die Aktion gegen die Juden (...) die Benutzung der Synagogen durch diese illusorisch geworden (ist)´.”

“Für die Westerburger Synagoge zahlt die Stadt 175 RM.” (...) (Der Einheitswert war mit 8300,- RM bemessen.)

“Am 20. Juli 1939 gehen dann die Synagogen von Wbg – die seit Anfang 1939 vom Heeres-Nebenzeugamt zu Koblenz für Wehrmachtzwecke genutzt wird – und Hachenburg ins Eigentum der Städte über.”

Nach dem Krieg wird die Synagoge Westerburg der Jüdischen Kultusgemeinde Koblenz zurückgegeben und von dieser an Privat weiterverkauft.

Quellen:

Jungbluth, Uli. Nationalsozialistische Judenverfolgung im Westerwald. Koblenz: Fölbach 1989 (2.)

Jösch, J./ Jungbluth, U. u.a.: Juden im Westerwald. Leben, Leiden und Gedenken. Montabaur: Werkstatt-Beiträge zum Westerwald (Nr. 6) 1998

IV.

VERDRÄNGEN

Am 8. Mai 1945 war der Krieg in Europa zu Ende. Mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands brach auch endlich das nationalsozialistische Regime zusammen.

Wir alle kennen die Erfolgsgeschichte Westdeutschlands, die sich unter den Stichworten "Marshallplan" und "deutsches Wirtschaftswunder" in den 50er und 60er Jahren zusammenfassen lässt. Wiederaufbau und materieller Wohlstand ließen schnell die dunklen Jahre davor vergessen.

Die Nürnberger Prozesse hatten zwar einige Hauptfiguren des Naziregimes für schuldig befunden und zum Tode verurteilt, doch das große Heer der Stützen des Systems bis auf Ortsebene kam mit geringen Strafen davon, wusch sich mit sogenannten "Persilscheinen" die Hauptflecken von der Uniform und wurde als "Mitläufer" eingestuft und kam wieder als "unbescholtener" Bürger in der neuen Demokratie an.

Hilfreich dabei war der kollektive Wunsch des Vergessen-Wollens und Verdrängens, eine Art des historischen "Schwamm-drüber." Die Generation der Betroffenen tat sich schwer mit der ehrlichen Aufarbeitung dieser, vor allem auch MORALISCHEN Katastrophe des deutschen Volkes, zu denen die Judenverfolgung und -vernichtung gehört. Die wirklichen Dimensionen dieser offiziellen nationalsozialistischen Judenpolitik, in deren Räderwerk viele, sehr viele direkt und indirekt als Mitwirkende eingebunden waren, in Deutschland und in den besetzten Ländern, kamen erst allmählich ans Tageslicht.

Auch die deutsche Justiz tat sich schwer mit der juristischen Aufarbeitung nationalsozialistischer Verbrechen, zu denen die Vernichtung der Juden, Auschwitz, der Holocaust gehört.

Der allgemeine Tenor der damaligen Zeitgenossen, zum Geschehen und ihrem Mitwirken befragt, war zunächst Ableugnen, dann Zugeben des Unwiderleglichen, schließlich Bagatellisieren. Dieser Mechanismus lässt sich im Großen, wie im Prozess von Nürnberg, oder im relativ "Kleinen", wie am Landgericht Koblenz feststellen, wo ein Angeklagter zu den Vorkommnissen während der Pogromnacht befragt wurde.

(Ich zitiere nach Jungbluth, NS-Judenverf., S. 67 ff.)

“Dem Angeklagten N.N. ist zur Last gelegt worden, in Westerburg auf der Straße vor der Synagoge jüdische Kultgegenstände in Brand gesetzt, den Davidstern vom Dach der Synagoge mittels eines Seiles heruntergerissen und mit einem Knüppel auf die zusammengetriebenen jüdischen Einwohner von Westerburg eingeschlagen zu haben. Der Angeklagte bestreitet dies.

Später, bei der Vernehmung durch den Richter des Amtsgerichts Köln am 2.7.1948 (...) hat der Angeklagte (...) erklärt, er müsse zugeben, sich in Westerburg am Zusammentreiben der Juden beteiligt zu haben, und könne es `nicht vollends in Abrede stellen, die Juden mit einem Knüppel zusammengetrieben zu haben.’

In der Hauptverhandlung war dem Angeklagten N.N. nicht nachzuweisen, dass er sich an der Verbrennung der Kultgegenstände tätig beteiligt hat, da er es bestreitet und weder der Mitangeklagte N.N. noch die Zeugen es gesehen haben. Er konnte auch nicht der Mitwirkung an dem Herunterreißen des Davidsterns überführt werden, weil er diese Tat ebenfalls leugnet und (...)”

Usw.!

Ich erspare Ihnen den Fortgang des Leugnens, Bestreitens, Herunterspielens ...

(Und wie so oft: niemand war dabei, niemand hat etwas gemacht ...)

Und:

Auch bei der historischen Aufarbeitung wurde oft von offizieller Seite abgeblockt, bis in die 60er Jahre, so auch in Westerburg.

Dr. Paul Arnsberg, Frankfurt, war dabei, ein Erinnerungswerk an die ehemaligen jüdischen Gemeinden in Hessen zu erstellen (wozu Westerburg, Hessen-Nassau, gehörte).

Arnsberg schreibt am **20.7.66** an die Stadt Westerburg: “Betr.: Ehemalige jüdische Gemeinde in Westerburg – Akte 175”.

“Vor einigen Monaten sandte ich Ihnen ein Rundschreiben mit Fragebogen. Da ich leider noch keine Antwort von Ihnen erhalten habe, füge ich die Unterlagen nochmals bei und wäre für baldige Erledigung dankbar.”

Da diese nicht erfolgt, schreibt Arnsberg am **20. März 1967**, diesmal zum **3. Mal**, an die Stadt:

“Nach vielen Monaten wende ich mich erneut an Sie. Es ist mir völlig unverständlich, warum Sie niemals meine diversen Schreiben beantwortet haben. Ich sandte Ihnen einmal einen Fragebogen zusammen mit einem Durchdruckbrief, aus dem zu ersehen war, dass mich der Landesverband der jüdischen Gemeinden in Hessen beauftragt hat, ein Handbuch zu verfassen, das die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Hessen bis zum 2. Weltkrieg als Erinnerungswerk zusammenfasst. (...) Aus dem Brief ist weiter zu ersehen, dass diese Arbeit durch den Hessischen Kultusminister unterstützt wird.

Sollten Sie Fotos der Synagoge haben, so wäre ich für Überlassung zu treuen Händen dankbar, damit ich diese reproduzieren lassen kann.

(...)

Dr. Paul Arnsberg

P.S. Wie Ihnen ja bekannt ist, gehörte Westerburg früher zu Hessen.”

Die **Stadt antwortet** schließlich am **31. März 1967**.

“Sehr geehrter Herr Dr. Arnsberg!

Auf Ihr Schreiben teilen wir Ihnen mit, daß die Antwort Ihres früheren Schreibens wegen einem Personalwechsel innerhalb der hiesigen Verwaltung bisher unterblieben ist.

Den uns übersandten Fragebogen fügen wir in der Anlage bei. Die Beantwortung haben wir nach bestem Wissen durchgeführt.

Wie im Fragebogen schon angegeben, bestand in Westerburg bis zum Jahre 1943 eine jüdische Kultusgemeinde mit einer Einwohnerzahl von etwa 80 Personen. Der letzte Vorsitzende war ein Kaufmann Josef Israel Fuld, der am 5. 12. 1945 in Westerburg verstorben ist. Mit Herrn Fuld ist der letzte jüd. Bürger aus der Gemeinde ausgeschieden.”

Ich zitiere dieses Antwortschreiben der Stadt Westerburg an Dr. Arnsberg, da es den Geist des Verdrängens und Nicht-erinnert-werden-wollens auch amtlicherseits exemplarisch veranschaulicht.

Denn:

es bestand keine jüdische Kultusgemeinde bis 1943, (bis 1943 schon gar nicht!), die diesen Namen verdient hätte; im September 1942 wurden die letzten Juden, zu denen auch der letzte Kultusvorsteher Josef Fuld und seine Frau Rosa gehörten, am helllichten Tage zum Bahnhof getrieben, über Limburg nach Frankfurt gebracht und ins KZ Theresienstadt deportiert. Das "Westerwälder Volksblatt" konnte bald vermerken, dass jetzt endlich "auch der Westerwald judenfrei" sei.

Fulds Ehefrau Rosa starb schon am 13. 9. 1942 in Theresienstadt, Sohn Alwyn Anfang 1945 in Bergen-Belsen. Josef Fuld überlebte irgendwie Theresienstadt und tauchte in Westerburg im Sommer 1945 wieder auf, für ihn ein Ort des Schreckens, der Demütigung und Vertreibung, wo er aber hoffte, Kunde über den Verbleib von Familienangehörigen und Freunden zu erhalten. Vergebens. Im Dezember 1945 starb er in Westerburg.

Ein Schreiben der Mithilfe bei der Spurensuche, ja, des Mitfühlens, des ehrlichen Bemühens um Aufklärung seitens einer befragten Stadt sieht anders aus. Dr. Arnsberg wurde mitgeteilt, es gebe auch kein Foto der Synagoge mehr. Das Gebäude als solches existierte ja sehr wohl noch, bis heute, doch man hatte es nicht für nötig befunden, wenn schon kein historisches, so wenigstens ein aktuelles Foto zu machen und es dem Historiker zuzuschicken. Was soll man auch von einer **Geisteshaltung** erwarten, die **22 Jahre** nach dem Ende der Nazizeit, **1967** also, den Namen von Josef Fuld mit Josef **Israel** Fuld angibt, wie zu NS-Zeiten, als nach den Nürnberger Gesetzen jeder Jude **Israel** und jede Jüdin **Sara** in ihren Namen einfügen mussten, als Stigmatisierung, sozusagen als namentlichen Judenstern.

V.

ERINNERN

Beispiele des Verdrängens und Vergessenwollens.

Doch wer gedenkt, muss sich zunächst erinnern.

Um sich angemessen an etwas erinnern zu können, muss man sich Geschehenes, nämlich Geschichte, die eigene wie die fremde, bewusst machen. Muss man etwas von ihr wissen. Muss man dieses Geschehen, diese Geschichte an sich heranlassen. Man muss sie sich zu eigen machen.

In den 60er Jahren gab es dann Ansätze öffentlichen Aufarbeitens der Vergangenheit.

Der Auschwitz-Prozess fand in Frankfurt statt, in dem der Generalstaatsanwalt Fritz Bauer federführend war.

Auch die Studentenrevolte 68 hat ihren Beitrag zur öffentlichen Debatte geleistet, indem sie nicht nur die Rolle vieler Professoren während des Dritten Reiches genauer beleuchtete und zu unliebsamen Ergebnissen kam, sondern auch die ihrer eigenen Väter.

Bei der frühen öffentlichen Spurensuche nach jüdischen Bürgern aus der Stadt möchte ich besonders **Karl-Wilhelm DIETZ** erwähnen, den Westerburger, leider allzu früh verstorbenen Theologen und Amerikanisten. Als Student verbrachte er 1 Jahr in den USA und besuchte dort, in New York City, den **Westerburger Juden Adolf Ullmann**. In der WZ vom 20. August 1969 berichtet Dietz von dieser bemerkenswerten und beeindruckenden Begegnung. Es gibt auch ein Foto, auf dem wir einen kräftigen älteren Mann, ca. 70, im weißen Hemd mit kurzen Ärmeln auf dem Rand eines Springbrunnens sitzen sehen.

Dietz ist beklommen, als er Ullmann anruft. Die furchtbare jüngste deutsche Geschichte türmt sich vor ihm auf, die Erniedrigung, die Verfolgung, die Enteignung, die Vernichtung der Juden stehen dazwischen, Auschwitz und – für wenige – Vertreibung und Überleben irgendwo in der Welt. Dietz weiß nicht, ob er Englisch oder Deutsch reden soll. Dietz weiß nur, dass Adolf Ullmann aus dem Haus Marktplatz 15 neben dem seiner Eltern stammte.

Ullmann antwortet Dietz freundlich am Telefon, lädt ihn zu sich nach Hause ein, in einem unverwechselbaren Westerwälder Tonfall erklärt er den Weg auf die andere Seite des Hudson River:

Dietz wird ins Wohnzimmer geführt, in die "gut Stubb", im Stil der 30er Jahre. Es gibt Kaffee und Kuchen. Ullmann schwelgt in alten Erinnerungen, erzählt von "Kinnerschul, Owerflecke" - das ist die Oberstadt, wo wir uns gerade befinden - "Musikverein, Hoh` Mauer, Heumache, Puddelkaut und Quetschekuchen."

Alte Familiennamen tauchen auf, besser gesagt, in der traditionellen Westerburger Spitznamenform. Ein-, zweimal winkt er ab, sagt: "Forget about!" (Soll heißen: Sprechen wir lieber nicht darüber!)

Dietz meint, Ullmann sehe das Verhältnis der Westerburger Christen zu den Juden wohlwollend, zu wohlwollend. "Die Westerburger waren deutschnational, kaisertreu, aber nicht antisemitisch." Aber in der Stadt gab es eingefleischte Nazis, und Ullmann zählt sie auf. Und Westerburger waren es, - und nie wird er das vergessen können!- die den Grabstein seiner Mutter stahlen. "Das war sehr unrecht", fügt er hinzu, "das könnense ruhisch saache."

Mit Hitlers Machtübernahme 1933 begann auch Ullmanns Leidensweg. Sie mussten das Haus zu einem Spottpreis verkaufen. Sein Vater wurde im KZ umgebracht, sein Bruder starb den Herztod in Amerika.

Bevor Dietz das Ehepaar Ullmann verlässt, gibt Adolf ihm noch einen Gruß mit auf den Weg: "Ich grüße alle Westerwälder und hoffe, dass es mir im nächsten Jahr vergönnt sein wird, hinüberzufahren."

Zum Schluss seines Artikels schreibt Dietz: "Adolf Ullmann und seine Frau haben heute Geborgenheit und Frieden. Es wäre schade, wenn ihr Frieden eine Ruhe des Vergessens würde."

Wir können Karl-Wilhelm Dietz nur dankbar sein für seine frühe Suche nach einem früheren Bewohner Westerburgs im fernen New York. Und dass der ehemalige jüdische Nachbar Adolf Ullmann den jungen Westerburger Studenten so freundlich, ja, herzlich aufgenommen hat, wo auch eine ablehnende Reaktion verständlich gewesen wäre.

Das Geschichtsbild hat sich seitdem enorm erweitert. Dank weiterer Pioniere:

Große Verdienste um die Westerwälder, somit auch um die Westerburger Erinnerungskultur hinsichtlich der Geschichte der Juden hat sich Dr. Uli Jungbluth erworben. Mit seinen Büchern und Publikationen hat er als erster auf breiter, wissenschaftlicher Basis die "Nationalsozialistische Judenverfolgung im Westerwald" untersucht, 1989 erschienen, ein wegweisendes und nur jedem zu empfehlendes Werk. 1998 folgte ein von ihm und Joachim Jösch herausgegebener Sammelband über "Juden im Westerwald – Leben, Leiden und Gedenken".

Und für eine Erweiterung und Vertiefung des öffentlichen Bewusstseins über die Juden in unserer Stadt Westerburg möchte ich an dieser Stelle den ehemaligen Stadtarchivar Karl Greiff und seine Frau Erika erwähnen, stellvertretend für alle, wie auch Frau Meurer, die sich seither intensiv mit diesem Thema befassen. In Greiffs Chronik von 1999, "Westerburg – Stadt seit 1292", findet sich ein langes Kapitel über "Nachbarn, die es nicht mehr gibt – Die jüdische Gemeinde in Westerburg".

Viele Quellen, schriftliche sowie mündliche, sind uns für immer verschlossen, sei es durch vorsätzliche Vernichtung oder Verschweigen, sei es der chaotischen Umstände halber oder einfach durch das allmähliche Verschwinden der Zeitzeugen. Somit ist es schwer, sich ein annäherndes Bild der Zeit und ihrer Umstände, über das Zusammenleben der Bürger verschiedener Religions- und Kultusgemeinden vor Ort und im einzelnen zu machen.

Und doch kann man eine Ahnung vom Alltagsleben bekommen, wenn man sich der Mühe unterzieht, eigentlich unbedeutende Details zu orten und in ihren Kontext zu setzen. Zu einer solchen Fundgrube gehört das schon erwähnte "Kreisblatt für den Kreis Westerburg", erschienen, von 1886 an bis zu seiner erzwungenen Einstellung 1936, in Verlag und Druckerei Pius Kaesberger. Der Enkel des Herausgebers und Nachfolger, Willi Kaesberger, hat früh die Bedeutung dieser Quellen aus dem Alltag erkannt und systematisch erforscht und zusammengetragen. Durch diese Arbeit sind unbekannte Familienereignisse wie Geburten, Heiraten, Geschäftseröffnungen und ihre Reklamen, Einladungen und öffentliche Ereignisse in der Stadt publik gemacht worden. In diesem Kreisblatt gab es auch redaktionelle Nachrichten, und aus ihm haben wir auch den detaillierten Bericht über die Einweihung der Synagoge von 1910 überliefert bekommen.

SCHLUSS

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich komme zum Schluss:

Diese, unsere Geschichte ist noch lange nicht tot. Sie lebt durch ihr unbeschreiblich mörderisches Geschehen und seine vielfachen, vielverzweigten Folgen, vor allem bei den Opfern, den Juden, und dem Verhältnis zwischen ihnen und den Deutschen, den Tätern damals und uns Nachgeborenen, die wir auch dieses Erbe zu tragen haben.

Diese Geschichte lebt und wird jedenfalls länger als wir und die nächsten Generationen weiterleben, im kollektiven Bewußtsein, durch die Einmaligkeit dieses Geschehens: und der Titel von **Raul Hilbergs Standardwerk** sagt, worum es geht: **Die Vernichtung des europäischen Judentums**. Und an dieser mörderischen Wahnsinnsmaschinerie hatten der Westerwald und auch die Stadt Westerbürg ihren Anteil.

Und wenn wir gedenken, wie heute, so mussten wir vorher an diese finsterste aller Geschichten rühren, sie an uns heranlassen, um sie in einem neuen Miteinander zu überwinden.

Und dabei geht es an dieser Stelle und von dieser Stelle aus nicht um ein **allgemeines** Verhältnis Deutschlands zu **DEN** Juden, oder **DER** Deutschen zu den **DEUTSCHEN Juden**, sondern um das **Verhältnis WESTERBURGS** zu seinen **jüdischen BÜRGERN**, ihrer Kultusgemeinde, ihrer Synagoge, um eine Verwurzelung, die, wie auch immer, über **JAHRHUNDERTE** bestand und dann in Ausgrenzung, Demütigung, Vertreibung und Auschwitz endete!

GEDENKEN, EHRLICHES GEDENKEN, wie wir es heute tun, muss deshalb zunächst ein ehrliches **ERINNERN** an **GESCHEHENES**, an **BÖSES GESCHEHEN** zur Voraussetzung haben, um damit umgehen zu können, ja, um, wenn Sie so wollen, eine Katharsis, eine Läuterung zu bewirken.

Denn wenn wir heute der Einweihung der Westerbürger Synagoge vor 100 Jahren gedenken, so müssen wir eben auf 100 Jahre zurückblicken, die wenig Licht und viele schwärzliche Abgründe, aber doch auch Hoffnung beinhalten. Denn alle Gutwilligen seither hier und andernorts beweisen ja, dass die Geschichte, auch wenn sie, zwar blasser werdend, weiterlebt, nicht zur Wiederholung verdammt, sondern gerade auch immer den Keim zu Neuausrichtung, Neuanfang, neuer Bestimmung in sich trägt.

Dass wir Westerburger Bürger der jüdischen Westerburger öffentlich und ohne Beschönigung der finsternen Kapitel gedenken, ist ein Zeichen und eine Richtungsweisung. Zu welchem neuen Formen dieser Weg, im Umgang mit den früheren jüdischen Mitbürgern oder ihren Nachkommen oder zu welchen neuen Beziehungen er führen kann, liegt an uns und wird sich zeigen. Dass **Herr Kantor Pasternak** aus Koblenz zu dieser Feierstunde gekommen ist, dass **Herr Edgar Sarton-Sartzki** gerne gekommen wäre, wenn er nicht zur Zeit in Kanada weilen würde, aber durch **Frau Daub** aus **Frankfurt** vertreten ist, erkennen wir mit Dankbarkeit an, und zeigt, dass Brücken längst geschlagen sind.

Lassen Sie uns auf diesen weitergehen, um nun gemeinsam neu anzukommen. Und die Erinnerung an die Vergangenheit brauchen wir, wir Gegenwärtigen, vor allem um unserer eigenen guten Zukunft willen!

Aber, vergessen wir nicht, was Sebald als Motto über die traurige Geschichte eines Dr. Henry Selwyn setzte:

ZERSTÖRET DAS LETZTE
DIE ERINNERUNG NICHT.

VI.

SCHICKSALE

Die Synagoge existierte, weil es eine israelitische Kultusgemeinde gab, jüdische Menschen jüdischen Glaubens.

Die Synagoge wurde 1938 entweiht und zerstört. Und die Menschen? Die jüdischen Mitbürger? Was war ihr Schicksal?

Diese Westerburger traf das Schicksal der Juden in Deutschland, ihrer Zeit, unter dem Nationalsozialismus.

Einige Schicksale seien erwähnt, stellvertretend für die vielen anderen Westerburger Juden, denen Ähnliches widerfuhr.

Als "gute Deutsche" kämpften sie im I. Weltkrieg für Deutschland, erwarben sich Auszeichnungen – oder starben, unter ihnen der **Kultusvorsteher** von 1910, **Jacob Fuld**, an Kriegsverletzungen. Nicht nur die Kultusgemeinde, sondern auch die Stadt Westerurg widmete ihm einen Nachruf:

“Den Tod für König und Vaterland starb weiter aus hiesiger Stadt am 23. d. Mts. zu Karlsruhe

*Landsturmmann
J a c o b F u l d.*

Die Stadt Westerburg wird dem Verstorbenen stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Westerburg, den 24. Februar 1917

*Der Bürgermeister
Kappel”*

Gleich zu Beginn der Nazizeit zogen etliche Juden rechtzeitig die Konsequenzen und emigrierten, wie der Religionslehrer **Leo Fischer** nach Schweden, der die Zeichen erkannt hatte und warnte, möglichst bald auszuwandern, bevor es zu spät sei.

(**Kurt** und **Julius Neuhaus** gingen nach Brasilien, **Max Neuhaus** nach Haifa/Palestina und **Siegfried Neuhaus** nach Johannesburg/Südafrika, noch vor 1938. In alle Winde zerstreut zwar, aber überlebend.)

Aber dann die Hiergebliebenen.!

Das Schicksal des Kultusvorstehers von 1938, **Josef Fuld** und seiner Familie, wurde schon erwähnt.

Adolf Ullmann, den Karl-Wilhelm **Dietz in New York** besuchte, war Bruder des **Frl. Toni ULLMANN**, das 1910 den Synagogenschlüssel überreichte und das Gedicht aufsagte. Sie wurde am **21. 11. 1941** deportiert und kam nach **Kaunas / Litauen**. Offiziell verliert sich dort ihre Spur. Sie kam wahrscheinlich bei den dort nachgewiesenen Massenerschießungen um. Historische Recherchen kamen zu dem Ergebnis: "Überlebende – keine!"

Louis Ullmann II., bei dem man 1910 zur Synagogeneinweihung Karten für die Festlichkeiten erwerben konnte, starb in den 20er Jahren. Seine **Witwe Fanny** verliert nach 1933 immer mehr ihr Vermögen, durch Zwangsverkauf (unter Wert) und Geschäftsliquidierung. Sie hat 2 Töchter, **Irma Jenny** und **Alice**.

Karl Greiff schreibt in der Chronik: "Nach weiteren Einschränkungen verbleiben **Fanny Ullmann** für sich, ihre beiden Töchter und den 1940 geborenen Enkel Jochanan 180 RM. (...) Die Räumung der Wohnung Marktplatz 7 (heute Neubau Nassauische Sparkasse) erfolgt Ende April 1942. Die Mutter wird mit den beiden Töchtern und dem Enkel, wie andere Juden vor ihnen, in die (ehemals **Fuldsche**) 'Zigarrfabrik' eingewiesen. Von dort werden die Töchter und der 2jährige am **10. Juni 1942** nach **Majdanek** deportiert. Die Mutter, inzwischen **79 Jahre** alt, sieht nur einen Ausweg: den Freitod!" (Zitatende)

Sie erhängte sich!

Fannys verstorbener Mann **Louis Ullmann II.** hatte einen **Bruder, Siegmund Ullmann I.**, der mit **Rosa, geb. Schaumburger**, verheiratet war. Sie hatten eine Tochter namens **Emmy** und einen **Sohn Gustav**.

Nathan Saretzki, der bei der Synagogeneinweihung 1910 als **Kantor** die Zuhörerschaft durch seinen hervorragenden Gesang beeindruckte, stammte aus Posen, hatte Pädagogik und Musik in Berlin und Frankfurt studiert, kam **1909 nach Westerbürg** und wurde jüdischer Religionslehrer und Kantor an der Kultusgemeinde der Stadt. Hier lernte er auch die Kaufmannstochter **Emmy Ullmann** aus der Kirchgasse 7 kennen. Er wurde 1913 preußischer Staatsbürger und ging als Soldat in den I. Weltkrieg. In der Marneschlacht 1914 schwer verwundet, wurde er nach Westerbürg als gefallen gemeldet.

Nathan Saretzki überlebte freilich die schweren Kopfverletzungen und auch die 4jährige französische Kriegsgefangenschaft. 1920 heiratete er seine **Braut Emmy, geb. Ullmann**, aus der Oberstadt. Sie hatten einen **Sohn, Edgar**, der 1922 zur Welt kam.

Nathan Saretzki wurde **Oberkantor an der Westendsynagoge** in Frankfurt und stellvertretender Vorsitzender der **Hauptsynagoge**.

In der Reichspogromnacht vom 9. November 1938 gelang es ihm, wertvolle Partituren jüdischer Liturgien aus der brennenden Hauptsynagoge Frankfurts zu retten.

Der angesehene Bürger Saretzki wollte lange nicht glauben, dass die Judenverfolgung auf ein Endziel zulief und nicht nur eine temporäre Erscheinung war. Am 18. August 1942 wurde das **Ehepaar Saretzki, Nathan und Emmy, zusammen mit der 83jährigen Mutter bzw. Schwiegermutter, Rosa Ullmann, nach Theresienstadt deportiert, wo Rosa starb.**

Das Ehepaar Saretzki wurde nach Auschwitz verschickt und dort im Oktober 1944 umgebracht.

Sohn Edgar überlebte, weil er als 16jähriger Gymnasiast im April 1939 nach England floh. Eine Weitsicht, die ihm das Leben rettete!

Von seinem Leben dort und später in Kanada berichtet er in seinem Buch "Auf Sie haben wir gerade noch gewartet." Er wurde Journalist und war zuletzt Botschaftsrat der Kanadischen Botschaft in Bonn. Er lebt heute in Ottawa/Kanada und Frankfurt/M.

Im März 2009 besuchte er Westerburg und wurde offiziell von der Stadt empfangen. Er stand vor dem Haus seiner Großmutter Rosa, an das er sich noch erinnern kann, damals, als er als ganz kleiner Junge zu Besuch kam.

Wenn er in Frankfurt ist, wohnt er keine 5 Minuten von der Lersner Straße entfernt, von wo seine Eltern und die Großmutter 1942 abgeholt wurden. Heute gibt es vor dem Haus Stolpersteine, die ihrer gedenken.

Und wie schwer sie waren, die ersten Begegnungen mit Deutschland nach dem Krieg, dem Land, das seine Familie im Holocaust ermordet hatte. Widersprüchlichen Gefühlen und unsäglichen Erlebnissen musste er begegnen. Und doch kam er, immer öfters, zurück. Und er fand wieder nach Frankfurt und zu Frankfurtern.

Und er hatte auch nichts gegen einen Besuch aus Westerburg.

Unser Gespräch drehte sich zunächst um Geschichte, unsere jüngste Geschichte, die Schrecknisse in Deutschland und des 20. Jahrhunderts.

Es gab Momente der Beklommenheit meinerseits, - wie sie auch Karl-Wilhelm Dietz damals bei Adolf Ullmann in New York empfunden hatte, - vor dem Mann, mit dem das Gespräch bis nach Auschwitz führt, weil dort seine Eltern umgebracht wurden. Aber es gab noch etwas anderes, vor allem beim nächsten Mal. Dass wir auch in der Gegenwart lebten, uns sympathisch waren, über kulturelle Dinge sprachen, hier, in Spanien, in der Welt, Aspekte unseres heutigen Lebens erörterten, beim Kaffee und Blick hinaus auf den Park. (Und ich es bedauerte, ihn nicht schon früher kennengelernt zu haben.)

Und doch, bisweilen, schweiften **Edgar Sarton-Saretzkis** Gedanken ab und er sagte, so nebenbei, durchs Fenster blickend: "Manchmal sehe ich noch die vielen Hakenkreuzfahnen vor mir." Und dann, einmal, in die Stille: "Es gibt keinen Tag, wo ich nicht an meine Eltern in Auschwitz denke."

Ein Teil der Realität, bis heute. Auschwitz. Für ihn mehr als für uns. Seine Eltern ... Nicht unsere.

Eine Situation, wie ich sie gelesen hatte, bei **W.G. Sebald**, in seinem empfehlenswerten, eindringlichen Buch "**Die Ausgewanderten** – vier lange Erzählungen."

Sebald, der Anfang der 70er aus dem Allgäu nach England ging und dort blieb und Bücher schrieb, traf mehr zufällig als gewollt auf Ausgewanderte, jüdische Auswanderer. Er kam mit ihnen ins Gespräch, recherchierte, blätterte Schicksale auf. Und allen gemeinsam war, dem Dr. Henry Selwyn, dem Paul Bereyter, dem Ambros Adelwarth, dem Max Aurach, eine existentielle Traurigkeit, sie umgab letztlich eine tiefe Melancholie und ein Hauch von ... Verlorensein ... selbst in der sichersten der Welten.

Sie waren nicht (mehr) zu Hause, bei sich, wie amputiert, sie hatten etwas Fundamentales verloren, zunächst Verwandte, Freunde in dem bekannten mörderischen Inferno, und auch, wer wollte es ihnen verdenken, ein Stück des Vertrauens in den Menschen. Das Wissen um die barbarische Seite des Menschen, da sie sie erfahren hatten, warf einen mächtigen, langen Schatten auf ihr Leben.

Diesen langen Schatten, der aus Auschwitz kommt, sah ich auch manchmal über Edgar Sarton-Saretzki und im Raume, wo wir sprachen, und man wünschte, es hätte diesen Schatten nie gegeben und würde ihn nie geben.

Kein Einzelschicksal, keine Einzelerfahrung. Sebalds Betroffene berichten davon. Sarton-Saretzki berichtet davon. "Es gibt keinen Tag, wo ich nicht an meine Eltern in Auschwitz denke."

